Besprechungen

Robert W. Gehl
Weaving the Dark Web
Legitimacy on Freenet, Tor, and I2P
Cambridge, MA: MIT Press, 2018. – 288 S.
ISBN 978-0-262-03826-3

Laurent Gayard
Darknet
Geopolitics and Uses
Chichester: Wiley, 2018. – 196 S.
ISBN 978-1-119-52249-2

Eileen Ormsby
Darkest Web
Drugs, Death and Destroyed Lives... the Inside Story of the Internet's Evil Twin
Crows Nest, AU: Allen & Unwin, 2018. – 320 S.
ISBN 978-1-7602-9785-5

Meropi Tzanetakis / Heino Stöver (Hrsg.)
Drogen, Darknet und Organisierte Kriminalität
Herausforderungen für Politik, Justiz und Drogenhilfe
Baden-Baden: Nomos, 2019. – 280 S.
ISBN 978-3-8487-3998-1

In der öffentlichen und fachlichen Auseinandersetzung mit dem *Internet* hat in den letzten Jahren die Differenzierung zwischen dem herkömmlichen Internet, dem *Clearnet,* und dem *Darknet* an Bedeutung gewonnen. Kennzeichnend für das Darknet ist eine Vernetzungstechnologie, die durch Verschleierung der Verbindungen und Verschlüsselung einen deutlich höheren Anonymisierungsgrad bietet. Die Websites im Darknet werden als *Dark Web* bezeichnet, sie sind über spezielle Browser (z. B. Tor-Browser) und ein eigenes Routing-System (z. B. Onion-Routing) zugänglich. Ihre Inhalte werden von herkömmlichen Suchmaschinen wie Google nicht erfasst.

Das *Darknet*, das „dunkle Internet", hat in der Öffentlichkeit keinen guten Ruf. Es gilt vor allem als digitaler Ort *krimineller Aktivitäten*: Illegale Drogen, Waffen, gefälschte Ausweise, gestohlene Kreditkartendaten, Kinderpornografie und Auftragsmord – all das wird im Darknet angeboten. Bezahlt wird mit Bitcoins. So erfährt es die breite Bevölkerung aus den Medien. Denn obwohl hierzulande laut aktueller ARD/ZDF-Onlinestudie über 90 Prozent der Bevölkerung ab 14 Jahre online sind (also mehr als 63 Mio. Menschen), kennt kaum jemand das seit knapp 20 Jahren existierende Darknet aus erster Hand: Die Statistik des *Tor-Netzwerkes*, des weltweit wichtigsten und größten Darknets, registriert seit Jahren relativ konstant rund 200.000 Tor-Nutzende in Deutschland pro Tag (metrics.torproject.org). Die allermeisten Menschen in Deutschland kennen das Darknet somit ausschließlich aus Mediendarstellungen.

Und Mediendarstellungen fokussieren sehr stark auf die kriminellen Aktivitäten, wie sich mit einer Google-Suche zum Stichwort „Darknet" leicht überprüfen lässt (z. B. titelte der „Stern" 2016: „Darknet: Das Amazon für Drogen, Waffen und Pornos"). Ergänzend wird zuweilen auch die andere Seite der Medaille erwähnt: Der höhere Anonymisierungsgrad im Darknet stellt nicht nur eine Gefahr, sondern auch eine *Chance für Zivilgesellschaft und Demokratie* dar: So wird das Darknet von Menschenrechtsorganisationen, von Whistleblower*innen, von Journalist*innen, von Oppositionellen und verfolgten Minderheiten weltweit genutzt (z. B. titelte der Deutschlandfunk 2018: „Investigativer Journalismus: Die helle Seite des Darknets"). Es ist anzunehmen, dass der soziale und politische Nutzen des Darknets in repressiven Staaten besonders groß ist.

Die empirische Erforschung des Darknets steht noch relativ am Anfang. Die Zahl der Publikationen in wissenschaftlichen Zeitschriften bewegt sich bislang im zweistelligen Bereich. Unterschiedliche Fachdisziplinen sind an der Darknet-Forschung beteiligt: Allen voran folgende: Informatik, Kriminologie, Politologie, Jura, Soziologie und Psychologie. Die Kommunikationswissenschaft ist bislang kaum vertreten. Dabei stellen sich in Bezug auf das Darknet klassische *kommunikationswissenschaftliche Forschungsfragen*: Wie ist das Darknet in nicht-fiktionalen sowie fiktionalen Medienbeiträgen im Einzelnen repräsentiert? Inwiefern wird es positiv, negativ oder ambivalent gefra-met? Wie beeinflussen mediale Darknet-Darstellungen die Einstellungen zum Darknet in der Bevölkerung? Wer sind die Darknet-Nutzenden in Deutschland? Welche Gratifikationen erwarten und erhalten sie? Welche Bedeutung hat das Darknet für investigativen Journalismus, für Menschenrechtsorganisationen oder für Oppositionsbewegungen in Diktaturen?

DOI: 10.5771/1615-634X-2019-3-326

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc] BY

Die im Folgenden vorgestellten vier Darknet-Monografien können Einblicke und Anregungen liefern, um zukünftige kommunikationswissenschaftliche Darknet-Forschung theoretisch und methodisch zu inspirieren.

Robert W. Gehl ist als Professor für Kommunikation an der University of Utah tätig. Sein Forschungsinteresse gilt vor allem digitalen Medien, etwa alternativen sozialen Medien und Social Bots. Seine Forschungsperspektive ist von den *Cultural Studies* geprägt. Gehls Monografie „Weaving the Dark Web: Legitimacy on Freenet, Tor, and I2P" verfolgt das Ziel, das Darknet historisch und soziologisch zu beleuchten. Dabei betrachtet er neben dem führenden Tor-Netzwerk auch zwei weitere Darknets, das Freenet und das I2P (Invisible Internet Project)-Netzwerk. Methodisch stützt Gehl sich vor allem auf *Online-Ethnografie*: Drei Jahre lang hat der Autor das Darknet teilnehmend beobachtet, u. a. in Foren mitdiskutiert, ein Blog geführt, an einer Darknet-Literatur-Zeitschrift mitgearbeitet und somit eine Insider-Rolle angenommen (S. 11). Dies ermöglichte ihm, mit 24 Nutzer*innen und Administrator*innen anonyme Online-Interviews zu führen (S. 11). Schließlich wertete er bereits vorliegende Dokumente der Darknet-Kommunikation aus (z. B. Websites, Online-Chats, Nutzungsanleitungen; S. 10) und analysierte vergleichend die Software and Open-Source-Communitys der drei ausgewählten Darknets (S. 12). Die methodischen Limitationen dieses Vorgehens werden diskutiert (S. 17). Leider geht der Autor auf die komplexen ethischen Aspekte teilnehmender Darknet-Forschung nicht näher ein.

Robert Gehl fokussiert seine Analyse auf drei Typen von Darknet-Angeboten: Marktplätze, Suchmaschinen und Soziale Netzwerke. Seine zentrale Forschungsfrage dreht sich um *Legitimität*: Welche Darknet-Aktivitäten werden von Darknet-Administrator*innen und Darknet-Nutzer*innen als legitim, welche als illegitim betrachtet? Wie denkt die Darknet-Community über den Umgang mit fragwürdigen, illegalen und unethischen Verhaltensweisen, welche Kontrollen und Sanktionen fordert und nutzt sie intern selbst?

Nach einer Einleitung und kritischen Begriffsklärung des Darknets (Kap. 1) widmet sich der Autor in Kap. 2 dem Kernkonzept der *Legitimacy* und erläutert dessen drei Bedeutungsebenen im Darknet-Kontext: 1. *Violence* (Wie wird legitimiert, sich in anonymen Darknet-Strukturen dem Einfluss der Staatsgewalt zu entziehen?), 2. *Propriety* (Wie können Dienstanbieter im Darknet die Ordnungsmäßigkeit ihrer Dienstleistungen legitimieren?) und 3. *Authenticity* (Wie können anonyme Individuen ihre rechtmäßige und glaubwürdige Beteiligung am Darknet legitimieren?).

Anschließend rekonstruiert Gehl in Kap. 3 die historische Entwicklung der drei ausgewählten Darknets: Tor und Freenet wurden von namentlich bekannten Computerwissenschaftlern entwickeln, I2P stammt aus der Hacker-Szene. In einzelnen Kapiteln folgen dann Analysen von Darknet-Marktplätzen (Kap. 4), von Darknet-Suchmaschinen (Kap. 5) und von Darknet-Social-Networking-Sites (Kap. 6), wobei ein eigenes Kapitel der Facebook-Präsenz im Darknet gewidmet ist (Kap. 7). Für jede der drei Gruppen von Darknet-Services werden Fragen der Legitimität systematisch analysiert und mit Quellen belegt. Dem Autor gelingt dabei die richtige Balance zwischen einer konsistent durchstrukturierten und gleichzeitig narrativ-detailreichen Darstellung mit vielen ausführlichen Zitaten und Beispielen.

Das Buch endet mit einem Fazit zur Zukunft des Darknets. Dabei wird ganz im Sinne eines soziotechnischen Modells die große Bedeutung der kulturellen Aneignung betont: Die Art und Weise, wie öffentlich über das Darknet und seine zivilgesellschaftlichen Chancen und Risiken diskutiert (oder eben nicht diskutiert) wird, bestimmt laut Gehl darüber, wer sich letztlich wie am Darknet beteiligt, und ob am Ende die Anonymität im Darknet eher für antisoziale oder prosoziale Aktivitäten genutzt wird. Als Kronzeuge wird ein Jugendlicher zitiert, der beim ersten Erkunden des Darknets von der Präsenz von Kinderpornografie geschockt war, dann aber das Darknet nicht verließ, sondern dort eine Diskussionsgruppe für Kinder- und Jugendrechte gründete (S. 229f.).

Gehls Monografie ist für alle am Darknet interessierten Forschenden und Studierenden aus der Kommunikationswissenschaft und angrenzenden Fächern empfehlenswert. Sie ist sehr gut lesbar geschrieben und gleichzeitig in der Argumentation ausgewogen und differenziert. Sehr spannend sind etwa die Beobachtungen zu Geschlechterverhältnissen im männlich geprägten Darknet: Obwohl im Darknet Konsens herrscht, dass Nutzende keinerlei identifizierende Informationen über sich preisgeben sollen, wird Nutzerinnen in bestimmten Darknet-Kontexten penetrant abverlangt, ihre weibliche Geschlechtszugehörigkeit mit Fotos zu „beweisen", andernfalls drohen ständige Lügen-Vorwürfe und Ausgrenzung (S. 181). Wird die weibliche Geschlechtszugehörigkeit schließlich wie gefordert mit Fotos belegt, folgt nicht selten sexuelle Belästigung. Ähnliche Mecha-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

nismen sind aus anderen stark männlich konnotierten Online-Kontexten bekannt.

Laurent Gayard, Politikwissenschaftler und Dozent für Wissenschaftsgeschichte am Institut Catholique in Paris, hat sich ebenso wie Robert Gehl für seine Darknet-Analyse auf Tor, Freenet und I2P fokussiert. Seine Monografie „*Darknet. Geopolitics and Uses*" verfolgt das Ziel, die drei verschiedenen Darknets hinsichtlich ihrer Nutzungsweisen und geopolitischen Bedeutungen zu erklären.

Obwohl die Monografie im renommierten Wissenschaftsverlag Wiley erschienen ist, ist sie nur sehr bedingt brauchbar. Der Autor bleibt hinsichtlich seiner genauen Fragestellung vage. Zu seiner Methodik und ihren Limitationen gibt er keinerlei Auskunft. Relativ schwer lesbar und beliebig anmutend werden hier in sechs Kapiteln diverse Fakten zu Darknets zusammengetragen. Für die Definition des Tor-Netzwerks greift der Autor als Quelle auf die Wikipedia zurück (S. 100). Auf welcher theoretischen oder empirischen Grundlage Gayard am Ende seines Buches emphatisch verkündet, dass die Zukunft des Internets in Darknets bzw. Hidden Networks liegen würde (S. 143), bleibt angesichts der anhaltend geringen Nutzendenzahlen unklar.

Eileen Ormsby ist eine für ihre Darknet-Berichterstattung international recht bekannte australische Journalistin. Auf ihre Monografie zum inzwischen geschlossenen Darknet-Marktplatz *Silk Road* im Jahr 2014 folgte 2018 ihre Monografie „*Darkest Web: Drugs, Death and Destroyed Lives... the Inside Story of the Internet's Evil Twin*". Wie der reißerische Titel schon vermuten lässt, beschreibt die Journalistin auf der Basis ihrer mehrjährigen Recherchen innerhalb und außerhalb des Darknets (z. B. bei Gerichtsverhandlungen) vor allem kriminelle Aktivitäten. Sie bedient somit den Grusel- und Schauerfaktor des „dunklen Netzes", wenn sie Geschichten rund um Drogendealer, Auftragskiller und sog. „Red Rooms" erzählt, aus denen angeblich Online-Live-Übertragungen von Folterungen und Morden stattfinden sollen. Kommunikationswissenschaftlich ist diese Publikation relevant, weil sie prototypisch aufzeigt, wie das negative, kriminelle Framing des Darknets aussieht und welche Faszination es ausübt. Der Autorin ist jedoch zugute zu halten, dass sie manche Darknet-Vorstellungen überzeugend als Mythen entlarvt, etwa die Existenz besagter „Red Rooms". Allein schon die langsamen Datenverbindungen im Darknet stehen im Widerspruch zu angeblich spektakulären Live-Video-Übertragungen.

Meropi Tzanetakis, Politikwissenschaftlerin und Lektorin an der Universität Wien, ist auf die Erforschung von Drogenmärkten im Darknet spezialisiert. Zusammen mit *Heino Stöver*, Professor für sozialwissenschaftliche Suchtforschung an der Frankfurt University of Applied Sciences, hat sie 2019 einen Sammelband mit dem Titel „*Drogen, Darknet und Organisierte Kriminalität. Herausforderungen für Politik, Justiz und Drogenhilfe*" herausgegeben. Der Sammelband vereint politikwissenschaftliche, kriminologische, soziologische und juristische Erkenntnisse. Er diskutiert u. a., inwiefern sich unser Verständnis von Organisierter Kriminalität und von Drogenprävention unter den Bedingungen von Drogenmärkten im Darknet anpassen muss. Der Band enthält auch ein Kapitel des Publizisten Stefan Mey, das die mediale Berichterstattung über das Darknet auf den Prüfstand stellt: „Alles böse? Das Darknet und sein mediales Image".

Die in dieser Sammelrezension vorgestellten vier aktuellen Darknet-Bücher sind ein Spiegel der bisherigen Darknet-Forschung: Die weitaus größte Aufmerksamkeit gilt den Darknet-Marktplätzen für Drogen. Einige Studien befassen sich auch mit Waffen, Kinderpornografie und anderen illegalen Gütern. Viele Studien sind technikwissenschaftlich orientiert, fokussieren etwa auf die Funktionsweise des Darknets, auf Kryptowährungen, auf die Verbreitung von Malware, auf Hacking, Cyberangriffe und andere Aspekte der Cybersecurity. Eine sehr große Forschungslücke besteht hinsichtlich der systematischen Erforschung legaler und konstruktiver Nutzungsformen unterschiedlicher Darknets in verschiedenen politischen Systemen.

Nicola Döring

Giovanna Dell'Orto / Irmgard Wetzstein (Hrsg.)

Refugee News, Refugee Politics

Journalism, Public Opinion and Policymaking in Europe

New York: Routledge, 2019. – 228 S.

ISBN 978-1-13-848538-9

Mit dem Label „Flüchtlingskrise", das sich wie ein roter Faden durch den Band zieht, führen die beiden herausgebenden Kommunikationswissenschaftlerinnen *Giovanna Dell'Orto* (University of Minnesota) und *Irmgard Wetzstein* (Universität Wien) in ihrem Editorial eine Reihe an Ereignissen, Ebenen und Akteuren ein, welche in dem Dreiklang des politischen,

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

des Policy- und des medialen Diskurses rund um den „langen Sommer der Migration" und seine anhaltenden Folgen für Europa und seinen Journalismus prägend waren. Der Diskurs, der sich über Merkels „Wir schaffen das" bis hin zum Wandel der Rhetorik von der humanitären Krise zur militanten Radikalisierung erstreckt, wird in dem eindrucksvollen Band in vier strukturgebenden Teilen dargestellt. Hier wird das Thema von verschiedenen Seiten, sowohl aus wissenschaftlicher Perspektive, aus der Sicht von Medienpraktiker_innen als auch von Akteur_innen der Zivilgesellschaft beleuchtet. Dabei wird der Frage nachgegangen, welche Rolle fluchtbezogene Nachrichten bei der Entwicklung des öffentlichen Diskurses und von Policy-Konzepten in Europa gespielt haben.

Im ersten Teil werden in sieben Beiträgen die Beziehungen zwischen journalistischen Narrativen, öffentlichen Meinungen, Policy-Making und Politik durch verschiedene methodische Ansätze illustriert. *Dietrich Thränhardt* (Universität Münster) zeichnet, mit Fokus auf Angela Merkels charismatischer Führungsrolle, den deutschen (medialen) „Willkommensdiskurs" sowie die politischen und zivilgesellschaftlichen Konfliktlinien der Jahre 2015 bis 2017 nach, woran die praxisbezogenen Reflexionen des Tagesspiegel-Redakteurs *Peter Riesbeck* anschließen. Die US-Politologin *Vicki Birchfield* (Georgia Institute of Technology) und der ehemalige EU-Politiker Geoffrey Harris (College of Europe) besprechen den Einfluss der „Flüchtlingskrise" und schlussfolgern, dass diese die größte Herausforderung für die EU bisher darstellte (S. 38), was u. a. anhand der Migrations-Policy und des Umgangs mit einzelnen Mitgliedsstaaten illustriert wird.

Besonders der Grenzschutz und der Diskurs um die sogenannte „Festung Europa" stehen auch im Zentrum des Beitrags der Wiener Linguistin *Sabine Lehner* und ihres Kollegen *Markus Rheindorf*, die mit einem historischen Diskursverfahren (DHA) Akteure, Funktionen, sprachliche Konstruktionen und politische (De)Legitimationsstrategien von Asyl und Grenzen für Österreich und die EU komparativ analysieren. Im Anschluss daran diskutiert Mitherausgeberin *Irmgard Wetzstein* die Gender-Dimension in der österreichischen mediengeführten Flüchtlingsdebatte am Beispiel der Kölner Silvesterübergriffe 2015/2016. Sie arbeitet dabei Muster von Othering und Stereotypisierungen sowie Unterrepräsentationen von weiblichen Geflüchteten in der Berichterstattung heraus (S. 64). *Andreas M. Panagogoulos* (Universität Thessaloniki) und *Costas Kantouris* (The Associated Press) schließen den ersten Teil mit ihren Beiträgen zum Gegensatz der empirisch vorgefundenen Empathie gegenüber den Geflüchteten und der Apathie der Medien in Griechenland.

In den drei Beiträgen zur Rolle der Zivilgesellschaft werden Initiativen aus den drei Fokusländern des Bandes – Deutschland, Österreich und Griechenland – vorgestellt: so das innovative Integrationsprojekt „Home for Hope", in dem 800 Asylwerber_innen von griechischen Familien aufgenommen wurden. Ein weiteres Projekt hat das Thema Integration geflüchteter Lehrer_innen in den Schulbetrieb in Potsdam und von Schüler_innen in Wien. Ein Bericht der vielbeachteten Initiative *ZARA* (Zivilcourage & Anti-Rassismus-Arbeit), in dem rassistische Postings, Fake-News und andere Hass-Verbrechen in Österreich thematisiert werden, schließt den zweiten Teil.

Die Autor_innen des dritten Teils widmen sich der Herausforderung, von der „Flüchtlingskrise" in Griechenland zu berichten. Hierzu diskutiert der prämierte Athener Journalist *Ioannis Papadopoulus* eingehend die Problematik der „angemessenen journalistischen Rhetorik", die in der Auseinandersetzung mit dem Thema notwendig ist. *Jeanne Carstensen* schildert die „Krise" aus Sicht des amerikanischen Publikums, und *Mustafa Mohammas Sarwar* reflektiert über seine journalistische Arbeit mit afghanischen Geflüchteten, für die er 2015 nach Griechenland reiste, um deren Werdegang und die Geschichten zu erfassen.

Im abschließenden Teil reflektieren professionelle Medienmacher_innen die Integrationsfunktion journalistischer Medien in Zeiten der „Krisen"-Berichterstattung in Deutschland und Österreich. Tipping points in der journalistischen Berichterstattung, wie bspw. die Ereignisse um die Kölner Silvesternacht 2015/2016 stehen hierbei im Zentrum. *Edith Meinhart* und *Martin Staudinger* vom Wochenmagazin „profil" und *Peter Unger* vom „ORF" thematisieren, wie sich die österreichische Berichterstattung im Herbst 2015 binnen 127 Tagen drastisch wandelte. Die Essays von *Eva Thöne* (Spiegel Online) und *Catarina Loberstein* (Die Zeit) problematisieren einerseits den schmalen Grad zwischen Stereotypisierung und Transparenz in der Berichterstattung über kriminelle Flüchtlinge und warum das Schreiben über Migration komplexer wirkt als das Schreiben über Migrant_innen. Die Berliner Korrespondentin der „New York Times", *Melissa Eddy,* schließt die Reflexionsrunde mit einem Bericht darüber, wie die Nachrichten über Flüchtlingsintegration in Deutsch-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

land für ein globales Publikum aufbereitet werden.

Die Stärke des Bandes ist, dass sowohl internationale Sichtweisen aus den Sozial- und Kommunikationswissenschaften als auch von Praktiker_innen, wie Lehrer_innen, NGOs und Journalist_innen, vertreten sind. Positiv ist auch die Problematisierung des „Krisen"-Begriffs, der viel zu oft unreflektiert in diesem Kontext Anwendung findet. Schade ist hingegen, dass nicht Perspektiven von geflüchteten Medienmacher_innen oder Sichtweisen jenseits subalterner Repräsentationen mit aufgenommen wurden, was allerdings auch nicht das primäre Ziel des Bandes darstellt. In Deutschland gibt es bspw. seit einigen Jahren mehrere Initiativen, wie die „Journalisten im Exil" des „Tagesspiegels", die vor allem medienerfahrenen Flüchtlingen die Möglichkeit geben, über Flucht, Ankunft und gesellschaftliche Repräsentation zu schreiben.

Weiterhin anzumerken ist, dass weitestgehend nur Perspektiven aus Deutschland, Österreich, Griechenland versammelt werden, auch wenn diese die „most critical entry and destination areas" darstellen, „where the mobility and the integration processes were playing out with major implications for future decions across Europe and beyond" (S. 2). Der Vorteil der Fokussierung auf die drei Länder wird früh deutlich: eine vertiefende Betrachtung von zwei distinkten Facetten der Flüchtlingsproblematik – Grenzen und Integration (S. 4) –, Themen, die die Nachrichtenagenden seit Jahren dominieren. Allerdings wären die hervorzuhebenden Rollen von Ländern wie Italien und Schweden lohnenswert und bereichernd.

Das Gleiche gilt beispielsweise für Perspektiven aus Ungarn, da hier der Umgang mit Flüchtlingen bereits vor der Grenzzaun-Errichtung 2015 weniger kontrovers thematisiert wurde, als es in den westlichen Nachbarländern der Fall war. Berichte aus bzw. über die anderen Visegrád-Staaten wären als Vergleichsfolien sehr sinnvoll, da sich die Staaten mit Verweis auf die Unvereinbarkeit der Ankommenden mit der autochthonen Gesellschaft kategorisch weigerten, einem solidarischen Umgang mit den Geflüchteten – wie in der EU propagiert – zu folgen.

Ein fortführender Band im Stile dieser wertvollen zeithistorischen Zusammenschau wäre nicht nur bereichernd für alle Interessierten, die sich mit der Schnittstelle Flucht und Medienrepräsentation auseinandersetzen, sondern auch für jene, die die thematisierte europäische Polarisierung besser verstehen möchten. Denn wie gefährlich der Umgang mit dem „Krisen"-Begriff auch ist, er bestimmt den Umgang mit den Schutzbefohlenen und hat auch rückwirkende Effekte auf die, die vor Tod, Hunger und Verfolgung den Weg in vermeintlich sichere Länder gefunden haben.

Andreas Schulz

Tarleton Gillespie

Custodians of the Internet

Platforms, Content Moderation and the Hidden Decisions that Shape Social Media

New Haven & London: Yale University Press, 2018. – 296 S.

ISBN 918-0-300-17313-0

Tarleton Gillespie – Wissenschaftler im Social-Media-Team von Microsoft Research und assoziierter Professor am Department of Communication der Cornell University – beschäftigt sich seit Jahren mit den gesellschaftlichen Implikationen digitaler Technologien. Dass er als einer der arriviertesten Forscher zu diesen Themen und den nicht-intentionalen Auswirkungen von Social Media gilt, verdankt er maßgeblich seinem Aufsatz „The Politics of Platforms" (2010). Darin beschrieb und typisierte er Charakteristika und Arbeitsweisen von Social-Media-Plattformen und wies auf ihre politischen Implikationen hin – ein Impuls, der wissenschaftlich große Resonanz fand (der Aufsatz gehört zu den meistzitierten Texten in „New Media and Society") und angesichts seines gesellschaftlichen Zündstoffs auch öffentlich diskutiert wurde.

In seinem neuen Buch „Custodians of the Internet" befasst sich Gillespie mit „Content Moderation", mithin dem Kuratieren, Selektieren, Präsentieren oder auch Herausfiltern von Social Media-Inhalten und den diesem Prozess zugrundeliegenden Regeln. Gegliedert ist das Buch ebenso klar wie klassisch: Der Autor stellt seinen Gegenstand zunächst vor, belegt dessen Relevanz, beschreibt und typisiert seine Erscheinungsformen, diskutiert gesellschaftspolitische Implikationen und macht abschließend Vorschläge zur Verbesserung resp. Regulierung von Content Moderation.

Gleich zu Beginn räumt Gillespie mit dem cyber-optimistischen Mythos des freien Netzes auf, demzufolge sich online Jede und Jeder frei zu Wort melden könne. Zwar sei diese Annahme weithin verbreitet, so Gillespie – nicht zuletzt, weil die Plattformbetreiber daran interessiert seien, diese Illusion aufrechtzuerhalten und sich selbst als Vermittler von Inhalten zu präsentieren, die „open, impartial and non-in-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc]

terventionist“ (S. 7) agieren und dabei Ausmaß und Art der Moderation zu verschleiern. Nichtsdestotrotz sei Content Moderation auf Social Media wie Facebook, Twitter, LinkedIn, Tumblr, Instagram usw. aber alltägliche Praxis und angesichts des zu bewältigenden Umfangs und teilweise problematischen Charakters etwa von pornographischen, beleidigenden, diskriminierenden, gewalthaltigen oder illegal kopierten Inhalten auch unvermeidlich. Gillespie geht sogar noch weiter: Für ihn gehört Content Moderation neben dem Hosten von weitgehend nicht selbst-erstelltem Content auf einer kommerziellen digitalen Infrastruktur zu den Kerncharakteristika von Social-Media-Plattformen: „[M]oderation is central to what platforms do, not peripheral“, schreibt er; sie sei „in many ways, *the* commodity that platforms offer.“ (S. 13)

Dies sei zwar nicht grundsätzlich neu: Kommunizierte, insbesondere öffentlich kommunizierte Inhalte mussten schon immer selektiert und präsentiert werden, und auch in der Frühphase des Internets sei Content Moderation allgegenwärtig gewesen. Aber das Phänomen habe auf Social Media an Bedeutung und Brisanz gewonnen. Denn dort sei mehr Content in kurzen Zeitspannen zu bearbeiten, der zudem an eine größere und diversere Nutzerschaft ausgespielt werden müsse.

Dazu setzen Social-Media-Mischformen drei Idealtypen der Content Moderation ein, die Gillespie jedoch allesamt als „imperfect solutions“ ansieht. Erstens gebe es den „editorial review“ (S. 78ff.), d. h. die redaktionelle Kontrolle von Inhalten, bevor diese auf der Plattform erscheinen, grosso modo analog zu klassischen Massenmedien. Diese Variante allerdings, so Gillespie, sei angesichts der zu bearbeitenden Datenmengen kaum realisierbar. Auch deshalb sei, zweitens, „community flagging“ (S. 87ff.) verbreitet, bei dem Plattform-NutzerInnen selbst Inhalte markieren oder melden, die sie als unpassend oder störend empfinden. Anschließend werden diese Meldungen von Meta-ModeratorInnen geprüft und bearbeitet. Drittens werde „automatic detection“ (S. 97ff.) genutzt, mithin die automatische Kontrolle bereits auf der Plattform veröffentlichter Inhalte durch Software – aber auch diese Variante benötige Vorgaben menschlicher ModeratorInnen und musterhafte menschliche Entscheidungen, aus denen sie lernen könne.

Nach den Typen von Content Moderation stellt Gillespie kenntnisreich und übersichtlich die beteiligten Akteure – „the human labor of moderation“ (S. 111ff.) – dar, von den internen Teams der Plattformen über die oftmals unter prekären Bedingungen arbeitenden „Crowdworker“ bis zu den NutzerInnen selbst, die von den Plattformen unentgeltlich in Dienst genommen werden.

In dieser Weise skizziert Gillespie die Charakteristika von Content Moderation und kann dabei auf einen Wissensfundus zurückgreifen, der aus jahrelanger Erfahrung mit dem Thema sowie zahlreichen Kontakten im Feld beruht. Die Leserin / der Leser erhält anhand vieler Beispiele – z. B. einer ausführlichen Schilderung des Umgangs von Facebook mit den Fotos stillender Mütter – einen detaillierten Einblick in die Praxis und Hintergründe des Phänomens.

Nach diesem eher deskriptiven bzw. typisierenden Teil des Buches entwirft Gillespie in den letzten beiden Kapiteln Verbesserungsvorschläge. Das gegenwärtige System zu optimieren, sei an sich nicht schwierig, argumentiert er, denn die Mittel lägen auf der Hand: „More human moderators. More expert human moderators. More diverse human moderators. More transparency in the process. Better tools for users to block bad actors. Better detection software. More empathetic engagement with victims. Consulting experts with training in hatred and sexual violence. Externally imposed monitors, public liaisons, auditors and standards. And we could imagine how we might compel these changes: Social pressure. Premium fees for a more protected experience. Stronger legal obligations.” (S. 198)

Aber diese Anpassungen seien eher kleinteilige „tweaks“ (S. 198) – nötig sei eigentlich ein grundsätzlicheres Umdenken, so der Autor. Plattformen müssten ihre Rolle anders interpretieren, und an dieser Stelle verweist er noch einmal auf den Titel des Buches: Denn „Custodian“ kann im Englischen für „Hausmeister“ stehen, aber auch für „Wächter“ oder „Hüter“. Bisher hätten sich Plattformen eher wie Hausmeister verhalten, so Gillespie. Sie hätten ein wenig aufgeräumt, aber kaum selbst Verantwortung übernommen. Künftig müsse sich das ändern, sie müssten zu Hütern und Wächtern werden: „Platforms can not longer duck the responsibility of being custodians to the massive, heterogeneous, and contested public realm they have brought into being” (S. 211). Zentral dafür sei mehr Transparenz und Mitsprache der NutzerInnen bei der Formulierung der Regeln und der Praxis von Content Moderation.

„Custodians of the Internet“ ist ein empfehlenswertes Buch: Es handelt sich um eines der ersten Grundlagenwerke zu Content Moderation auf Social Media. Es ist klar gegliedert und verständlich geschrieben, von einem intimen Kenner des Feldes, der auf viele Beispiele und

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Details zurückgreifen kann, die von den Plattformen nicht immer so klar und transparent dargestellt werden und die er teils auf Basis anonymer Quellen und interner Informationen rekonstruiert. Dabei vermeidet Gillespie einen technologischen Determinismus, indem er die sozialen Produktions- und Konstruktionsprozesse deutlich macht, die zu Content Moderation beitragen – auf Seiten der Plattformbetreiber, ihrer NutzerInnen, der Werbekunden, betroffener Nutzergruppen usw. Und insgesamt kommt er zu einem angemessenen ausgewogenen Urteil: Er präsentiert Content Moderation nicht simpel als Übel und die Plattformen als Bad Guys, sondern betont die grundsätzliche Notwendigkeit von Moderation und stellt heraus, dass es angesichts der vielen Herausforderungen eigentlich frappierend sei, wie gut sie funktioniere: „Content moderation is such a complex sociotechnical undertaking that, all things considered, it's amazing that it works at all, and as well as it does" (S. 197).

Zu kritisieren ist, dass das Buch über weite Strecken – etwa bei der Beschreibung der Typen von Content Moderation – recht grundlegend gehalten und damit eher etwas für LeserInnen ist, die sich mit dem Thema noch nicht tiefgehend beschäftigt haben. Zudem ist „Custodians of the Internet" in den verwendeten Fallbeispielen, den ausgewählten Plattformen und den diskutierten rechtlichen Regelungen sehr stark auf die USA bezogen – auch dort, wo Beispiele aus Ländern mit spezifischen Regulierungsversuchen (das kontroverse deutsche Netzwerkdurchsetzungsgesetz wird bspw. nicht erwähnt) oder aus autoritären Ländern mit elaborierten Content Management-Versuchen (wie China, das im Buch nur en passant erwähnt wird) instruktiv gewesen wären.

Mike S. Schäfer

Hektor Haarkötter / Johanna Wergen (Hrsg.)

Das YouTubiversum

Chancen und Disruptionen der Onlinevideo-Plattform in Theorie und Praxis

Wiesbaden: Springer VS, 2019. – 220 S.

ISBN 978-3-658-22845-3

Die Videoplattform YouTube setzt als (noch) primäre Bewegtbildplattform des Internets neue Akzente, reproduziert bekannte Strukturen, bietet neue Chancen und Risiken und durchlebt eigene Krisen – diesem vielschichtigen Phänomen widmen sich Hektor Haarkötter und Johanna Wergen gemeinsam mit acht weiteren Autoren und Autorinnen im Sammelband „Das YouTubiversum". Ausgangspunkt ist dabei die Frage danach, ob und inwieweit YouTube als „das neue Fernsehen" die Bildungs- und Informationsfunktion des klassischen Journalismus übernommen hat.

Der Sammelband ist unterteilt in vier Abschnitte, die sich der eingangs skizzierten Fragestellung aus verschiedenen Perspektiven annähern. Der erste Abschnitt „Empirische Analysen und Interpretationen" umfasst vier Beiträge, wobei zwei Beiträge Studienergebnisse darlegen: zum einen zum Potenzial von YouTube als Plattform für Nachrichtenjournalismus (Haarkötter), zum anderen als Raum für diskursive nicht-professionelle Medienkritik, die Inhalte und Aussagen durch Zusammenschnitte und Kommentierung de- und rekontextualisiert (Meier). Einer der theoretischen Beiträge des Abschnittes erörtert die vielfältigen Themen und Diskurse auf der Plattform, wobei „konventionelle" Inhalte (Musikvideos, englischsprachige Videos und professionellproduzierte Inhalte) im Hinblick auf die Plattform-Währung Klickzahlen und Likes überwiegen (Wergen). Im zweiten theoretischen Beitrag steht das Prinzip der Serialität im Vordergrund, das – wie die Autorin überzeugend darlegt – zunehmend auch auf YouTube eine Ordnungs- und Rezeptionsfunktion einnimmt, sei es durch eigens produzierte Webserien oder die sich stets wiederholenden Videoformate diverser Influencer und Influencerinnen (Piepiorka).

Im zweiten Abschnitt des Bandes „Wirtschaftliche Bedeutung und Finanzierung" betrachten zwei Beiträge, wie Finanzierung und Monetarisierung auf YouTube abläuft und welche Möglichkeiten und Hindernisse es bei der Finanzierung von Qualitätsjournalismus auf der Plattform gibt. Im Zentrum stehen dabei Multikanalnetzwerke, die – häufig (mit)finanziert durch große Konzerne – Werbegelegenheiten für Influencer und Influencerinnen organisieren und durch eine Fokussierung auf die erfolgreichsten Kanäle und Produzentinnen und Produzenten die Konsolidierungsphase der Plattform vorantreiben (Petzold). Der folgende Beitrag richtet den Blick dann auf die Finanzierungsmöglichkeiten, die die Plattform für journalistische Formate bietet, und zeichnet hier das eher pessimistische Bild nach, das auch von YouTubern und YouTuberinnen moniert wird: Ohne die Zugehörigkeit zu einem traditionellen Medien-Outlet oder – in Einzelfällen – die Unterstützung durch ein Multikanalnetzwerk, ist es für professionelle journalistische Formate schwierig, sich zu refinanzieren, auch

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc]

weil die Plattform selbst ernsthafte und kritische Themen bei der Monetarisierung benachteiligt (Frenzel).

Der dritte Abschnitt „Umsetzung und praktische Folgerungen" bietet einen praxisorientierten Zugang zum Thema. In drei Beiträgen erörtern die Autoren, welche Faktoren von Inhalten und Produzentinnen und Produzenten zum Erfolg auf YouTube beitragen und was das Erstarken anderer Bewegtbildplattformen bedeutet (Meyer), wie YouTuber und YouTuberinnen mit verschiedenen Strategien Geld verdienen (Monetarisierung, Merchandise und Product Placements; Unger) und welche juristischen Besonderheiten es bei der Bereitstellung von Inhalten auf der Plattform gibt, von den zuvor diskutierten Product Placements und einer Kennzeichnungspflicht über GEMA-Ansprüche bis zu Datenschutzbestimmungen (Solmecke).

Im vierten und letzten Abschnitt „Ausblick: Social Video auf anderen Plattformen" wird im Rahmen einer Studie ein Blick über die Grenzen des YouTubiversums hinaus geworfen und politische Bewegbildinhalte auf YouTube, Instagram und Twitter untersucht, wobei sich ein heterogenes Bild zeigt (Welker). Dieser erneut empirisch-orientierte Beitrag bietet einen runden Abschluss des Buches, der sich auf mögliche politische Bedeutung und Informationsfunktion der verschiedenen Produzenten und Produzentinnen zurückbesinnt, die als roter Faden in den Beiträgen erscheinen.

Insgesamt versammelt „Das YouTubiversum" zehn interessante Beiträge, die das Phänomen YouTube als (Nicht-)Nachfolger des traditionellen Fernsehens vor allem im Hinblick auf journalistische und politische Potenziale betrachten. Zeitaktuelle Probleme, denen sich Produzenten und Produzentinnen gegenübersehen, wie Zensur oder Demonetarisierung, werden dabei an verschiedenen Stellen aufgegriffen und aus unterschiedlichen Perspektiven analysiert. Die „typischen" Zugpferde der Plattform – Let's Plays und Influencerinnen und Influencer – spielen eher eine Nebenrolle und werden vor allem in den wirtschafts- und praxisorientierten Kapiteln des Buches thematisiert, während theoriegeleitete und empirische Beiträge auf nachrichten-journalistische Formate und deren YouTube-Äquivalente abstellen.

Angesichts der inhaltlichen Bandbreite, die sich auf YouTube finden lässt, ist diese Schwerpunktsetzung, wie auch in der Einleitung des Buches skizziert wird, absolut sinnvoll. Eine noch stringentere Fokussierung auf die mögliche Äquivalenzfunktion der Plattform zum klassischen Journalismus und seiner Informations- und Bildungsfunktion hätte allerdings zum Erkenntnisgewinn beigetragen und eine Verdichtung der Diskussion bewirkt. Mit den anderen, nicht minder interessanten Themen, könnten sicherlich noch weitere Sammelbände gefüllt werden.

Cornelia Schnell

Andreas Hepp / Andreas Breiter / Uwe Hasebrink (Hrsg.)

Communicative Figurations

Transforming Communications in Times of Deep Mediatization

Palgrave Macmillan, 2018. – 444 S.

ISBN 978-3-319-65583-3

„Kommunikative Figurationen" – unter diesem Label offerieren die Herausgeber des Bandes und Initiatoren eines Forschungsverbundes einen originären und innovativen theoretischen Ansatz. Damit verweisen sie auf den Leitbegriff des Soziologen Norbert Elias und fassen die soziale Welt als Verknüpfung von kommunikativ konstruierten Gebilden. Beispiele für kommunikative Figurationen sind Familien, Peer Groups, Freundschaftsgruppen, Nachbarschaften, Belegschaften, Redaktionen, aber auch Parteien, Kirchen, soziale Bewegungen, NGOs und virtuelle Communities, also Netzwerke mit ganz unterschiedlichem Zuschnitt, Organisationsgrad und Handlungspotenzial. Figurationen werden unterschieden nach (1) den Akteurskonstellationen, (2) den geteilten Orientierungsmustern („shared frames of relevance") und (3) den Kommunikationspraktiken mit dem jeweiligen Medienensemble.

Aus den Kombinationen dieser Merkmale ergeben sich die spezifischen Profile von kommunikativen Figurationen, wobei deren Wandel als medieninduziert gesehen wird. Alle Unterschiede und Veränderungen der sozialen Welt werden somit begriffen als mediengeprägt. Insbesondere die Diffusion der digital basierten Medien ermöglicht hybride Kommunikation, die alle gesellschaftlichen Beziehungen formt. Durch die Mediatisierung lösen sich Figurationen aus der Bindung an die Anwesenheit der Beteiligten. Sie werden ganz oder teilweise virtuell – aber dies jeweils in figurationsspezifischer Weise. Der Ansatz zielt also darauf, den gegenwärtigen strukturellen Wandel der Kommunikation angemessen zu begreifen: Mediatisierte Kommunikation wird zur Grundlage von Gesellschaftlichkeit erklärt.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc]

Der Ansatz verknüpft soziologische, medienwissenschaftliche und kommunikationswissenschaftliche Theoriebausteine. Dadurch markiert er einen Gegenpol zur Psychologisierung der Kommunikationswissenschaft. Er betont das Gesellschaftliche im strukturellen Wandel der Kommunikation, und den Kern des Gesellschaftlichen bildet der Zusammenhang von Kommunikationsakten. Das Relationale steht im Vordergrund, denn daraus erwächst alles Soziale – eine Maxime, die von zentraler Bedeutung gerade für die Wissenschaft von der Kommunikation ist. Die Mikro-Prozesse individueller Rezeption rücken in dieser Perspektive an den Rand. In den Fokus rücken die durch mediatisierte Kommunikation ermöglichten sozialen Konstellationen. Es ist ein Perspektivenwechsel – vom Individuum zur Kommunikationsbeziehung. Wie im Rubinschen Vexierbild: Die Figur wird Grund, der Grund wird zur Figur. Damit ist der Ansatz ein folgenreicher Beitrag zur sozialwissenschaftlichen Theoriebildung mit Bedeutung weit über die Kommunikationswissenschaft hinaus.

Der Band basiert auf einer Vielzahl von Vorläuferpublikationen und bündelt die langjährige Arbeit an dem Ansatz. In einem grundlegenden Aufsatz von Andreas Hepp und Uwe Hasebrink wird der Ansatz ausführlich dargelegt. Dann wird durch eine Vielzahl von Einzelstudien zu belegen versucht, dass und wie der Ansatz erlaubt, Veränderungen der kommunikativen Figurationen dicht zu beschreiben und damit den weitgesteckten Anspruch zu erfüllen. Dies geschieht interdisziplinär: Es sind nicht nur Kommunikationswissenschaftler unterschiedlicher Ausrichtung, sondern auch Medienwissenschaftler, Politikwissenschaftler und Soziologen beteiligt. Sie alle prüfen an spezifischen Fragestellungen den Ansatz – wenn auch nicht alle mit dem gleichen Engagement, Aufwand und Nachdruck.

Die sechs Fallstudien zu „collectivities and movements" und die fünf zu „institutions and organizations" zeigen, wie viel Kraft der Ansatz durch seinen generischen Zuschnitt und vor allem durch seine Skalierbarkeit hat. Dadurch können sich aufschlussreiche Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den Handlungsfeldern zeigen. Allerdings hätten die noch klarer herausgearbeitet werden können, wenn dem eine Taxonomie der kommunikativen Figurationen mit präzise definierten Ausprägungen der drei Grundmerkmale zugrunde gelegt worden wäre. Die Fallstudien operieren mit einem Methodenmix, insbesondere mit Befragungen und Beobachtungen, aber auch mit der Analyse digitaler Verhaltensspuren.

Respekt verdient, dass die Herausgeber zwei Einschätzungen von externen Beobachtern an das Ende gesetzt haben: Kim Christian Schrøder und Giselinde Kuipers resümieren aus methodologischer und theoretischer Perspektive die Studien. Damit ist eine kritische Reflexion in das Buch selbst eingebunden. Zu den Studien wäre viel anzumerken, denn es zeigt sich eine Fülle interessanter Detailprobleme. Hier will ich mich aber konzentrieren auf den Ansatz selbst. So wie er in dem Band theoretisch entfaltet oder empirisch genutzt wird, zeigen sich vier generelle Herausforderungen, die ein Ansatz mit diesem Anspruch zu bewältigen hat.

Die erste Herausforderung stellt sich unter dem Stichwort „*Mikro-Makro-Link*". Die Stärke des Ansatzes ist, dass die Kommunikationsbeziehungen in den Mittelpunkt gerückt werden. „Figuration" fungiert als belastbare Brücke zwischen individuellen Praxen und gesellschaftlichen Strukturen. Eine Schwäche ist, dass dabei nicht klar genug wird, wie die Individualperspektive systematisch in die Analyse einbezogen werden kann. Zwar setzen einige Studien bei den Individuen an, bei ihren Kognitionen, Motivationen und Relationen, aber es wird nicht systematisch untersucht, wie sich Figurationen individuell unterschiedlich ausprägen oder welche Mechanismen individuelles Verhalten zu kommunikativen Figurationen werden lassen oder wie Individuen die Anforderungen „ihrer" unterschiedlichen Figurationen gewichten und ausbalancieren. Auch der enorme Einfluss von Freundschaftsnetzwerken muss durch das Nadelöhr individuellen Erlebens und Handelns gehen.

So kann noch nicht in überzeugender Weise gezeigt werden, wie in dem Ansatz Mikro-, Meso- und Makroebene theoretisch, methodisch und empirisch konfiguriert werden. Vor allem möchte man sehen, wie individuelle Wahrnehmungen, kommunikative Beziehungen und gesellschaftliche Strukturen durch theoretische Stränge verbunden werden. Eine solche Verknüpfung könnte die Gestalt der Coleman'schen Badewanne annehmen oder auf einer alternativen Struktur basieren. Aber es müsste gezeigt werden, wie relevante Veränderungen auf der Makroebene, etwa die Neufassung von Geschlechterrollen oder das Aufkommen des Populismus, erklärt werden können durch Veränderungen in der Kommunikation. Und die wären dann wieder in einen Erklärungszusammenhang zu setzen mit individuellen Veränderungen, etwa in der Wahrnehmung von Chancen auf Artikulation.

Damit ist als zweite Herausforderung das *Erklärungspotenzial* genannt. Ein Ansatz mit

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc]

diesem grundlegenden Anspruch müsste zeigen, dass er nicht nur als Heuristik dienen kann. In den Fallstudien wird deutlich, dass der Ansatz durch seine Differenziertheit dichte Beschreibungen ermöglicht, etwa von jugendkulturellen Kommunikationsnetzen. Aber von einem theoretischen Ansatz ist mehr zu erwarten, und zwar im Hinblick auf den Goldstandard von Forschung, und der ist Kausalität. Es sollte gezeigt werden können, dass mit dem Ansatz soziale Unterschiede und Veränderungen nicht nur dicht beschrieben, sondern auch schlüssig erklärt werden können. Wenn aus dem Ansatz ein Paradigma werden soll, wie Kuipers erwägt, dann muss es möglich sein, auf dieser Basis Beziehungen zwischen Ursachen und Wirkungen zu entdecken; entweder in einem X-orientierten Design, das erlaubt, zurechenbare Folgen von spezifischen kommunikativen Figurationen aufzudecken, oder in einem Y-orientierten Design mit der Erklärung spezifischer Ereignisse oder Phänomene aus kommunikativen Figurationen heraus. Die Komplexität der Kausalbeziehungen kann ja jeweils schrittweise gesteigert werden durch die Einbeziehung von Wechselwirkungen, Rückkopplungen oder intervenierenden Faktoren. Folglich sollte auch exemplarisch gezeigt werden, wie Hypothesen empirisch getestet werden können, die auf Basis des Ansatzes formuliert werden. So könnte aufgrund der explorativen Studie zum Wandel des Journalismus von Leif Kramp und Wiebke Loosen vermutet werden, dass Organisationstyp A den Wandel der journalistischen kommunikativen Figuration durch die veränderte Rolle von Rezipienten anders bewältigt als Organisationstyp B; oder dass unterschiedliche Auffassungen von journalistischen Rollen in einem bezifferbaren Maße zur Erklärung veränderter Beziehungen zu Rezipienten beitragen. Dann würde deutlich, was in welchem Maße erklärt werden kann und was nicht.

Die dritte Herausforderung betrifft den *Geltungsbereich* der theoretischen Spiegelung: Mit dem Konzept der kommunikativen Figurationen wird der sehr weit gesteckte Anspruch erhoben, Sozialbeziehungen in einer sehr generischen Form zu erfassen und damit die ganze Skala von Gesellschaftlichkeit abzudecken – von der Dyade bis zum Weltfinanzsystem. Der Ansatz ist damit auch nicht an nationale oder kulturelle Grenzen gebunden – so der Anspruch. Um diesen Anspruch einzulösen, sollte gezielt geprüft werden, wie stark kulturelle Eigenarten die kommunikativen Figurationen prägen. Dies klingt an in der Fallstudie von Andreas Breiter und Arne Hendrik Ruhe, in der englische und deutsche Schulen verglichen werden. Der Geltungsbereich wird auch zeitlich nicht eingegrenzt. Folglich wäre durch retrospektive Fallstudien zu prüfen, in welchem Maße die postulierten Zusammenhänge auch für frühere Zeiträume festzustellen sind. Auf diese Weise wäre in mehreren Dimensionen auszuloten, wie weit sich der Geltungsbereich erstreckt, und damit die Chancen zu nutzen, den Ansatz in der Folge zu modifizieren und zu erweitern.

Die vierte Herausforderung betrifft die *Wettbewerbstauglichkeit*: Ein Ansatz sollte so strukturiert sein, dass er sich im Wettstreit mit anderen Ansätzen messen und dadurch weiterentwickeln kann: Wettbewerb als Motor der Innovation. Die Erklärungskraft der spezifischen Faktoren von mediatisierten kommunikativen Figurationen ist mit der Erklärungskraft der Faktoren von anderen Ansätzen zu vergleichen. Was erklärt die Veränderung kommunikativer Figurationen im Vergleich zu Sozialisationsfaktoren oder zu Persönlichkeitsfaktoren? Welchen relativen Stellenwert hat die spezifische Figuration, um Unterschiede etwa im Ausmaß an *Self-Enhancement* zu erklären? Es gibt schlüssige theoretische Begründungen und hinreichende empirische Evidenz, dass nicht nur die Digitalmedien, sondern auch Politik, Ökonomie und Recht alle gesellschaftlichen Sphären mit ihrer Logik durchdringen. Und jede Disziplin kürt ihre *domain* zum Treiber gesellschaftlicher Veränderung.

Es reicht nicht, andere Ansätze als „verkürzt" oder „unterkomplex" zu kritisieren. Ziel sollte vielmehr sein, dass Ansätze sich in einem fairen Wettbewerb mehr oder weniger bewähren können – zum Beispiel in Gestalt multivariater Datenanalysen, in die andere Ansätze ihre Faktoren als Kontrollvariablen einbringen. Wenn aus dem Ansatz das Paradigma der „Bremen School" (Kuipers, S. 426) werden soll, muss er zeigen können, dass er in einem fairen Wettbewerb bestehen kann, also beim gleichen Problem mehr erklären kann als andere, etwa psychologische oder ökonomische Ansätze. Ansätze, die auf individuelle Kognition oder Motive abstellen. Das gilt auch für die grundlegenden Annahmen, etwa, dass die Gesellschaft kommunikativ konstruiert wird oder dass Figurationen durch Medien durchdrungen werden – auch diese Vermutungen lassen sich im Vergleich zu anderen gesellschaftstheoretischen Alternativen prüfen.

Sicherlich ist es grundsätzlich legitim, diese vier Herausforderungen als normative Setzungen in Frage zu stellen und Mikro-Makro-Link, Kausalerklärungen, Geltungsbereich und

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc]

Wettbewerb nicht als Orientierungsgrößen zu akzeptieren. Aber dann läuft man Gefahr, nicht hinreichend überzeugen und gegenüber anderen Ansätzen nicht bestehen zu können. Diese vier Herausforderungen sind folglich zu bewältigen, wenn der Anspruch eingelöst werden soll, eine grundlegend neue Sicht der sozialen Welt zu offerieren und die sozialwissenschaftliche Theoriebildung nachhaltig zu prägen. Der Ansatz der kommunikativen Figurationen hat das Zeug dafür.

Gerhard Vowe

Axel Kuhn

Zeitschriften und Medienunterhaltung

Zur Evolution von Medien und Gesellschaft in systemtheoretischer Perspektive

Wiesbaden: Springer VS, 2018. – 480 S.

ISBN 978-3-658-20210-1

Die vorliegende Publikation geht zurück auf die Habilitationsschrift des Autors. Auf 480 Seiten, untergliedert in zwölf Kapiteln zzgl. eines umfangreichen Literaturverzeichnisses, entfaltet Axel Kuhn seine medienhistorisch und mediensoziologisch fundierte Betrachtung und Analyse zur Medienevolution am Beispiel der Zeitschriftenentwicklung. Hierbei bestimmt er Zeitschriften und insbesondere unterhaltende Zeitschriften als maßgeblichen Bezugspunkt in der Entwicklung von Formen der Medienunterhaltung, die in ihrer Ausdifferenzierung einerseits Aussagen über die Komplexitätssteigerung von Gesellschaften bis hin zu modernen Gesellschaften erlauben; andererseits aber vor allem als Produkt dieser Komplexitätssteigerung selber zu verstehen sind. Unterhaltung ist dabei jedoch kein Produkt dieser Entwicklung, sondern als Funktion für die Realisierung kommunikativer Operationen zu sehen. Über diese Sichtweise von Unterhaltung kann man geteilter Auffassung sein. In der systemtheoretischen Grundlegung dieser Arbeit liegt das aber durchaus nahe und überrascht nicht; selbst wenn die Erkenntnisse am Ende des Buches über diese Engführung der Rolle, Stellung und Leistung von Unterhaltung hinausweisen.

Zunächst einmal ist diese profunde Arbeit das Ergebnis einer langanhaltenden Beschäftigung des Autors mit der Entwicklung (unterhaltender) publizistischer Medienangebote – vor allem im buchwissenschaftlichen Kontext –, wobei Axel Kuhn die systemfunktionale Theorie zum Kern seiner Ausarbeitung gewählt hat, was an den einleitenden Bestimmungen zum Aufbau des Buches bereits abzulesen ist. Vor allem diese theoretische Fundierung erfolgt sehr begründet, im Sinne des Postempirismus, der besagt, „dass wissenschaftliche Erkenntnisse zu komplexen Zusammenhängen immer weniger von neuen Daten abhängen, als vielmehr von verbesserten Bezugsrahmen und Theoriemodellen zur Analyse vorhandener Daten." (S. 46)

Die Anlage der Arbeit folgt dieser Annahme aber nicht unkritisch, sondern in mehreren historisch und soziologisch gut begründeten Kapiteln, die unterschiedliche Positionen und Ansichten wechselseitig spiegeln und überprüfen. Die Kapitel 4 und 5 sind bereits in der Art einer doppelten (Rück-)Versicherung angelegt, indem medienhistorische Konzepte mit mediensoziologischen Konzepten „abgeglichen" werden. Der vergleichbare Aufbau findet sich in der Betrachtung von Konzepten der Zeitschrift (Kap. 6 und 7) sowie in der Analyse und Betrachtung von Konzepten der Medienunterhaltung (Kap 8 und 9) – einmal phänomenologisch, ein weiteres Mal mediensoziologisch – wieder.

Verfolgt werden mit dieser Anlage der Arbeit gleich mehrere Ziele. Neben der medienhistorischen und mediensoziologischen Aufarbeitung der Zeitschriftenentwicklung orientiert am buchwissenschaftlichen Hintergrund des Autors (was der publizistik- und kommunikationswissenschaftlichen Anbindung dieser Disziplin dienen soll), bewältigt Axel Kuhn auf der Basis seiner fundierten historischen Kenntnis einen selbstgesteckten mediensoziologischen Parcours, der in seiner systemtheoretischen Fundierung detailreiche Kenntnisse der Zeitschriftenentwicklung vermittelt und diese zur Deutung von Medienevolutionen heranzieht. Mit dieser Grundlegung verfolgt die Arbeit „die Darstellung von Zuständen des Mediensystems, die sich in ihren Strukturen soziohistorisch vergleichen lassen." (S. 27). Die damit angestrebte Absicht liegt in der „Erweiterung der Disziplin selbst, als auch in ihrer ergänzenden Funktion einer weitgehend eng geführten empirischen-sozialwissenschaftlichen Kommunikationswissenschaft." (ebd.)

Was der Autor im Verlauf seiner Arbeit erreicht, ist eine Fundierung seines wissenschaftlichen Formalobjekts anstelle einer in Details verliebten Befassung mit Varianten von Materialobjekten (vgl. S. 448). Über die systemtheoretische Fundierung vermittelt die Arbeit eine zusammenhängende Betrachtung der Evolution eines Mediums von seinen Anfängen bis in die Gegenwart, ohne dabei – angesichts der Fülle an Ausprägungen – an Stringenz und Übersichtlichkeit zu verlieren.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc]

Soviel zum Programm dieser Habilitationsschrift, aus dem der Autor eine Reihe an produktiven Einsichten gewinnt, die für ihn nicht allein darin liegen, dass nun theoretisch begründbar wird, dass „Zeitschriften als Formdifferenzierungen Ausdruck veränderter Medienfunktionalitäten sind" (S. 429). Im Ergebnis fundiert sich eine eng am historischen Material orientierte, über systemtheoretische Positionierungen begründbare Abhandlung medienevolutionärer Entwicklungsschritte, in der Medienunterhaltung am Beispiel des publizistischen Mediums „Zeitschrift" von ihren frühen Anfängen im 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart aufgearbeitet wird.

In einer Rezension kann es nicht das Ziel sein, sich dieser Details kritisch zu versichern noch begriffliche Unterschiede zwischen der nicht widerspruchsfreien Unterscheidung von Unterhaltsamkeit und Unterhaltung zu erörtern. Zentraler ist die von Kuhn mit dieser Arbeit erzielte Leistung, dass unterhaltende Medienangebote gleichrangig mit anderen Angeboten behandelt werden, welche bislang im Kanon der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft als primär, weil für gesellschaftliche Entwicklungen als relevanter erachtet wurden.

Abschließend gewürdigt werden muss, dass die Arbeit grundlegende kommunikationswissenschaftliche Einsichten mit mediensoziologischen Ansprüchen verbindet, so dass Geschichte und Gesellschaftsentwicklung als sich in der Medienentwicklung zeigende wie brechende Dimensionen in ihrer wechselseitigen Bezüglichkeit und Steigerungsfähigkeit erkennbar werden. Dafür muss man als Leser nicht die skeptische Einsicht teilen, dass „durch stetige evolutionäre Differenzierung" Probleme der „Informationsverarbeitung sozialer Funktionssysteme" entstehen, die zu einer „wachsenden Unwahrscheinlichkeit der Inklusion von Bewusstsein" führt und damit das Risiko verstärkt, das „Gesellschaft überhaupt emergent werden kann" (S. 437). Bei allen Freiheitsgraden, die unterhaltende Kommunikation sich nimmt und hervorbringt – was der Autor im Übrigen an vielen historischen Beispielen sprechend zeigt –, ist das dann doch unbesehen von der systemtheoretischen Grundlegung zu mechanistisch gedacht.

Udo Göttlich

Kim Otto / Andreas Köhler (Hrsg.)

Crossmedialität im Journalismus und in der Unternehmenskommunikation

Wiesbaden: Springer VS, 2018. – 290 S.
ISBN 978-3-658-21743-3

Crossmedialität als Ausdruck der voranschreitenden Konvergenz von Medientechnologien, Inhalten, Organisationen usw. ist keineswegs ein neues Phänomen. Das unterstreichen auch die Herausgeber *Kim Otto* und *Andreas Köhler* in der Einleitung zum vorliegenden Sammelband, der insgesamt 13 Beiträge umfasst und anhand von drei großen Themenblöcken gegliedert ist: Theoretische Grundlagen, Stand des crossmedialen Wandels und Rezeption/Nutzung crossmedialer Inhalte.

„Crossmedia", so erläutern Otto und Köhler einleitend, kann verstanden werden als „Reaktion der Anbieterseite" (S. 6) auf das Verschmelzen von Medientechnologien und auf eine zunehmend aktivere Rolle der Mediennutzer. Anliegen des Sammelbandes ist es, diese Entwicklung sowohl auf Seiten des Journalismus als auch in der Unternehmenskommunikation theoretisch-konzeptuell wie auch empirisch zu erhellen (S. 9). Das klingt ebenso ambitioniert wie vielversprechend, könnte doch vor allem der Dialog von Journalismus und PR einen fruchtbaren Wissensaustausch zwischen den Disziplinen anstoßen. Beispielsweise ließe sich fragen: Inwieweit kann der Journalismus von crossmedialen Erzählformen der Unternehmenskommunikation lernen, um jüngere Zielgruppen zu erreichen? Oder andersherum: Welche Organisationsprinzipien konvergenter Redaktionen könnte die PR adaptieren?

Die Komplexität und Vielschichtigkeit dieses Vorhabens lässt sich bereits an der Einleitung ablesen, in der zahlreiche Ebenen von Medienkonvergenz differenziert werden. Sinnvollerweise setzt der Band mit drei konzeptuellen Grundlagentexten ein, die die relevanten Themenbereiche erschließen. Behandelt werden Crossmedialität im Journalismus (Hohlfeld), Crossmedialität in der Unternehmenskommunikation (Hoffjann) und medienökonomische Implikationen (Breyer-Mayländer). So interessant die einzelnen Beiträge für sich genommen sein mögen – nur der Text von *Hoffjann* stellt explizite Bezüge zwischen Journalismus und PR her.

Der zweite Themenblock des Bandes beleuchtet anhand unterschiedlicher Schwerpunkte den Stand der Crossmedialität in der Kommunikationspraxis. Die Beiträge sind inhaltlich breit gefächert und reichen von der

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc]

Analyse digitaler Produktionstechnik im Journalismus (Lechtenberg) über die Rolle von Social Media als Teil von Crossmedia (Gabriel/Röhrs) bis hin zu Crossmedia-Kampagnen in der Werbung (von Matt). Die Herausgeber selbst berichten Ergebnisse einer empirischen Studie zum Einsatz von crossmedialen Tools in der redaktionellen Arbeit von Verlagen und Rundfunksendern. Hervorzuheben ist der Text von *Markus Kaiser*, der Newsroom-Strukturen für crossmediales Arbeiten im Journalismus erläutert und auch mit Organisationsformen der Unternehmenskommunikation vergleicht. Eine ähnliche Vorgehensweise hätte man sich für eine größere Zahl an Beiträgen erhofft.

Im dritten Themenkomplex des Bandes wird schließlich der nutzerseitige Umgang mit (cross-)medialen Angeboten aufgegriffen. Die Beiträge untersuchen Wünsche und Ansprüche der Nutzer, welche einen wichtigen Startpunkt für die Entwicklung von Medieninhalten bilden können. So zeigen etwa *Waßink* und *Kretzschmar*, u. a. mittels eines Eye-Tracking-Verfahrens, wie multimediales Storytelling und digitale Langstreckenformate im Journalismus durch Leser rezipiert und wahrgenommen werden. Am Fallbeispiel einer Lokalzeitung vergleichen *Köhler* und *Otto*, inwieweit traditionelle und digitale Medien die Erwartungen der Rezipienten auf unterschiedliche Weise erfüllen. *Holland* betrachtet in seinem konzeptuellen Beitrag crossmediales Dialogmarketing. Instruktive empirische Erkenntnisse liefert zudem der Text von *Kramp* und *Weichert*, die auf Grundlage eines Mixed-Method-Designs Befunde zum Medienmenü der sog. „Millennials" vorlegen. Hierzu korrespondierende Untersuchungen aus dem Feld der Unternehmenskommunikation wären von großem Interesse gewesen.

Auch wenn der Bezug zur Themenstellung „Crossmedialität" innerhalb der Beiträge jeweils unterschiedlich stark ausgeprägt ist, eröffnet der Sammelband in Gänze doch wichtige Einblicke in den gegenwärtigen Stand der Medienkonvergenz in Journalismus und Unternehmenskommunikation. In ihrer Heterogenität zeugen die Beiträge von der Pluralität des beleuchteten Phänomens. Gerade deshalb wäre es aber vorteilhaft gewesen, die jeweiligen Erkenntnisse zu Journalismus und PR nicht weitgehend unverbunden nebeneinander zu stellen, sondern redaktionell stärker in Beziehung zu setzen. Dazu hätten sich beispielsweise Verweise zwischen den Beiträgen oder ein vergleichendes Fazit angeboten. So mühsam dies angesichts der Heterogenität des Bandes auch gewesen wäre – es hätte den gemeinsamen Dialog zwischen den Disziplinen – beispielsweise hinsichtlich geeigneter Organisationsformen oder vielversprechender Darstellungsformen – deutlich erleichtert.

Alles in allem muss man die Herausgeberschaft als einen ersten Impuls lesen, das facettenreiche Thema der Crossmedialität unter den gegenwärtigen Bedingungen von Digitalisierung und Vernetzung aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu beleuchten. Dahingehend schafft der Band eine nützliche Grundlage und unterbreitet Anknüpfungspunkte für Folgeforschung.

Christopher Buschow

Lutz Peschke

Infografiken

Visualität und Wissensaneignung in der mediatisierten Welt

Wiesbaden: Springer VS, 2019. – 298 S.

ISBN 978-3-658-23450-8

(Zugl.: Bonn, Univ., Diss., 2017)

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Infografiken ist in vielerlei Hinsicht eine Herausforderung. Nichts an ihnen scheint fassbar oder generalisierbar. Meist bestehen sie aus multimodalen Darstellungsformen, sind in digitaler Form häufig interaktiv, in ihrer Gestaltung extrem divers, und es existiert wohl kaum ein Thema, welches nicht schon infografisch aufbereitet wurde. Hinzu gesellt sich ein regelrechter Hype um die Wirkmächtigkeit von Infografiken. Denn in Zeiten von geringen Aufmerksamkeitsspannen in einer immer komplexer werdenden Gesellschaft gelten Infografiken als das ideale Medium, um komplexe Inhalte attraktiv und gleichzeitig verständlich zu vermitteln.

Dieser Herausforderung stellt sich Lutz Peschke mit seinem Buch „Infografiken – Visualität und Wissensaneignung in der mediatisierten Welt" und beschäftigt sich im Speziellen mit der Frage, wie Wissensaneignung durch Infografiken in der Freizeit stattfindet.

Als theoretische Grundlage zieht er unter anderem Böhmes (1979) Theorie der Verwissenschaftlichung und Schütz' und Luckmanns (2003) Differenzierung von „alltäglicher Lebenswelt" und „Wissenschaftswelt" hinzu. Diesen Arbeiten zufolge hat sich die Wissenschaftswelt derart ausdifferenziert und spezialisiert, dass Fragestellungen und Themen der Wissenschaftswelt kaum noch durch Erfahrungen in der alltäglichen Lebenswelt erklärbar und erfahrbar sind. Alltägliche Lebenswelt und

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc]

Wissenschaftswelt haben sich immer weiter voneinander entfernt und weisen kaum noch Berührungspunkte miteinander auf. Aspekte aus der Wissenschaftswelt zu verstehen, ist einerseits mit großem Aufwand verbunden, und andererseits erscheint die Relevanz dieser Themen für die persönliche Lebenswelt gering. Folglich beschäftigen sich nur noch wenige Menschen freiwillig mit Wissenschaftsthemen.

An dieser Stelle vermutet Peschke, dass Infografiken eine Überbrückungs- bzw. Sprungfederfunktion einnehmen können, indem sie durch Attraktivität, Komplexitätsreduktion und Narrativität Anknüpfungspunkte zu Vertrautem und Bekanntem schaffen. So machen sie zum einen die freiwillige Zuwendung zu Wissenschaftsthemen wahrscheinlicher und begünstigen zum anderen deren Aneignung: Infografiken besitzen als Wissensmedien in der Freizeit ein „Potenzial zur Relevanzerzeugung" und ein „katalytisches Potenzial".

Diese Grundannahmen bettet Peschke in eine Vielzahl von theoretischen Ansätzen der Makro- bis zur Mikroebene ein und schafft es, diese in ein konsistentes und nachvollziehbares Wissensaneignungsmodell zu integrieren. Im Rahmen einer Studie, in welcher Peschke 21 Probanden zu insgesamt 14 Infografiken befragt, konzentriert er sich jedoch fast ausschließlich auf die zwei genannten Größen „Potenzial zur Relevanzerzeugung" und „katalytisches Potenzial".

Als Methodik nutzt er eine Kombination aus der Thinking-Aloud- und der Repertory-Grid-Methode, deren zentraler Vorteil das geringe Suggestionspotenzial durch die Versuchsleitenden ist. Die Probanden wählen die Kategorien, mit denen sie die Infografiken bewerten, weitestgehend selbst.

In der Auswertung allerdings macht Peschke von diesem Vorteil kaum Gebrauch. Die Vorstellung der Ergebnisse der Repertory-Grid-Methode beschränkt sich im Wesentlichen auf die gewählten Benchmark-Elemente „Ideales Medium zur Wissensvermittlung", „Infografik heute" (zeitgemäße Infografik) und „Infografik früher" (altmodische Infografik) sowie auf die Verweildauer der Probanden mit den einzelnen Infografiken.

In den Aussagen der Probanden identifiziert Peschke in erster Linie die Herausforderung, Infografiken attraktiv und gleichzeitig informativ zu gestalten. Dabei bestätigt er anhand von einzelnen Aussagen der Probanden bereits gut erforschte Ansätze aus der Instruktionspsychologie. Verbaltextliche und bildliche Informationen sollten nicht redundant sein (z. B. split-attention effect), illustrierende Elemente sollten nicht die Klarheit der zu transportierenden Informationen beeinträchtigen oder gar von ihnen ablenken (z. B. coherence principle). Lange Blickwege sollten vermieden (z. B. proximity principle) und stattdessen der Blick mithilfe von Eyecatchern (z. B. signaling principle) sinnhaft gelenkt sowie Legenden gut sichtbar und nachvollziehbar platziert werden.

Abgesehen von diesen durchaus richtigen, aber wenig überraschenden Erkenntnissen verschweigt Peschke, welche individuellen Kategorien die einzelnen Probanden für die Evaluierung der vorgegebenen Infografiken nutzen. Insbesondere die angewandte Methodenkombination hätte es zugelassen, interindividuelle Unterschiede bei der Wissensaneignung genauer herauszuarbeiten. Denn einzelne Aussagen der Probanden implizieren bereits unterschiedlichste Rezeptions- und Interpretationsweisen, die jedoch während der Auswertung der Studie nicht weiter aufgeschlüsselt werden.

Ferner sind Auswahl und Anzahl der Infografiken für diese Art der Auswertung nicht unproblematisch. Peschke wählt die 14 untersuchten Infografiken nicht nur nach den vier Kategorien Abbilder, logische Bilder, schematische Bilder und bildliche Analogien, sondern auch nach unterschiedlichen Narrations-, Instruktions, Simulations- und Explorationspotenzialen sowie nach unterschiedlichen Signifikationsmodi (Ikon, Index, Symbol) aus. Damit stehen zwei bis fünf Infografiken unterschiedlichster Qualität und Machart stellvertretend für eine ganze Kategorie von Infografiken. Hier wäre eine stärkere Fokussierung auf homogenere Infografiken aus lediglich einer Kategorie vermutlich aufschlussreicher gewesen.

Insgesamt steht damit ein starker Theorieteil einem Empirieteil gegenüber, der der Komplexität des Forschungsgegenstands nicht gerecht wird. Dieser Gesamteindruck wird außerdem durch ein sehr nachlässiges Lektorat zusätzlich getrübt.

Emanuel Bussemas

Literatur

Böhme, G. (1979). Die Verwissenschaftlichung der Erfahrung. Wissenschaftsdidaktische Konsequenzen. In G. Böhme, H. von Engelhardt (Hrsg.), Entfremdete Wissenschaft. Frankfurt/Main, 114–136.

Schütz, A., & Luckmann, T. (2003). Strukturen der Lebenswelt. Tübingen: UTB.

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc]

Johannes Rhein / Julia Schumacher / Lea Wohl von Haselberg (Hrsg.)

Schlechtes Gedächtnis?

Kontrafaktische Darstellungen des Nationalsozialismus in alten und neuen Medien

Berlin: Neofelis, 2019. – 376 S.

ISBN 978-3-95808-210-6

Kontrafaktische Überlegungen – auch als alternate history bezeichnet – jenseits des „realen" Verlaufs der Ereignisse finden in wissenschaftlichen Ausarbeitungen selten statt, das ganze diesbezügliche Spektrum populärkultureller Angebote beschäftigt Geschichtswissenschaft und -didaktik kaum. Medienwissenschaftler wenden sich diesem Bereich indes aus naheliegenden Gründen häufiger zu: Kontrafaktische Szenarien sind in verschiedenen Medien mit meist unterhaltend konfigurierten Angeboten in großer Zahl vertreten, wobei thematisch der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg einen bedeutenden Anteil haben. In den 1940er Jahren als antinazistische Propaganda etwa im Film verbreitet, beflügelten die Ideen eines Fortbestehens des NS-Staats und eines anderen Ausgangs des vom ihm angezettelten Eroberungskriegs seit den 1950er Jahren die Phantasie der Autoren von kontrafaktischen Sujets in Belletristik, Filmen, Comics und schließlich auch der Hersteller von Computerspielen. Seit etwa 2000 ist laut Einleitung des vorliegenden Sammelbandes die Produktion stark angestiegen; Zeit also, sich mit geschichts- wie medienwissenschaftlicher Expertise der Problematik transdisziplinär zuzuwenden.

Die informative, ausführliche Einleitung der Herausgeber gibt einen umfassenden Einblick in die „alternate history" und kategorisiert deren Angebotsvielfalt. Neben der Medienspezifik sind weitere Varianten zu beachten: Sie reichen von pädagogisch motivierten literarischen Darstellungen und Filmen (in Deutschland verständlicherweise lange Zeit die einzig mögliche) über comedy-inspirierte Szenarien (meist gegen die sich abnutzenden Routinen der dokumentarischen wie fiktionalen Geschichtsdarstellungen in Film und Fernsehen gerichtet) bis hin zu SF- und Horror-Phantasien und schließlich auch einem postmodern verspielten Mix aus allem.

Nicht nur für Historiker sind die geschichts- bzw. historiografietheoretischen Überlegungen hilfreich: Fiktionale Darstellungsmittel der „Realgeschichte" – entsprechend den Studien von Hayden White – sind von den mehrheitlich rein fiktionalen *kontrafaktischen* Szenarien abzugrenzen. Wird von einem anerkannten Setting von „Fakten" ein alternativer Ereignisverlauf weitergesponnen, geht es um „Kontingenz" und „Zufall" in der Geschichte: Die Begriffsklärung unternimmt ein geschichtsphilosophisch modellierter Beitrag. Ein weiterer themenübergreifender Aufsatz öffnet den Blick auf das „Spielerische" von kontrafaktischen Ausarbeitungen und spricht damit die Spannung an zwischen methodisch gelenktem Ausdenken von alternativen Geschichtsverläufen und kreativ ausschweifender Phantastik. Die Übergänge können fließend sein: Die meisten der hier vorgestellten Beispiele bewegen sich ausschließlich in gänzlich alternativen Welten. Für Historiker vermittelt der Band hilfreiche multiperspektivische Einblicke und Deutungsansätze für ein vielgestaltiges geschichtskulturelles Feld, das professionelle Geschichtsvermittlung berücksichtigen muss.

Die im Band vorgestellten, in ihrer Medienspezifik variantenreichen kontrafaktischen Szenarien verdeutlichen die Disparatheit der 13 Beiträge, die – dem Rezensenten nicht völlig einleuchtend – drei Abschnitten zugeteilt werden (Film und Geschichte, Spiel und Wiederholung, Rache und Überleben). Es ist daher nicht möglich, die Aufsätze etwa abschnittsweise summarisch vorzustellen und zu bewerten.

Die Aufsätze zu Kino- und Fernseh-Filmen greifen auf die 1970er und 1980er Jahre in der BRD zurück, die einmal mit Hilfe von kontrafaktischen Verläufen subtil auf den fortdauernden Faschismus der Jetztzeit hinweisen wollen, zum anderen, wie erwähnt, Kritik an der gängigen audiovisuellen Aufarbeitung üben. Auch in anderen analysierten Filmen werden die gängigen zirkulierenden Bilder zum „Dritten Reich" als bekannt vorausgesetzt und parodistisch mit Hilfe alternativer Geschichtsverläufe karikiert. Dazu gehört der im Band mehrfach angesprochene Film „Inglourious Basterds", der auch als spielerische Auseinandersetzung mit Film im Film gedeutet werden kann. Ein Subgenre – „Poetic Justice" – kennzeichnet Filme mit jüdischen Rachephantasien als Reaktion auf den Holocaust, die nur in kontrafaktisch gestalteten Szenarien ausgelebt werden können.

Eine andere Spielart findet sich in russischen Kriegsfilmen. Bis in die Gegenwart werden schwarz-weiß gemalte, einem vorgeschriebenen Ereignisablauf folgende Helden-Narrative erwartet. Diese halten kontrafaktisch motivierte Produktionen aufrecht und durchbrechen diese Schemata mit Figurenzeichnungen jenseits des Heldenpathos. Russische (Trivial-)Romane hingegen, deren Produktion weitgehend unbehelligt dem Markt überlassen

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc]

bleibt, sind beim Ausmalen zum Teil phantasievoller alternativer Verläufe kaum Hindernissen ausgesetzt: In ihre mitunter reichlich phantasievollen Alternativszenarien sind vielfach fremdenfeindliche bis antisemitische Motive eingearbeitet. Beides interessante Beiträge, die soziokulturelle Hintergründe von kontrafaktischen Szenarien aufschlüsseln.

Ein Beitrag zu Computerspielen beschäftigt sich mit der problematischen Ausblendung des Holocaust in ihren einen alternativen Weltkriegsverläufen darstellenden Angeboten. Die Analyse von „Nazimonstern" in den Computerspielen „Wolfenstein I + II" legt ebenfalls den Schwerpunkt auf soziokulturelle Hintergründe von derlei Phantasien. Der Band endet mit in Film und Literatur ausgearbeiteten Phantasmorgien über angebliche (waffen-)technische Errungenschaften, die angesichts „widriger" Umstände einen deutschen Sieg im Zweiten Weltkrieg verhindert hätten. Diese sind dezidiert politisch motiviert, wobei festzuhalten bleibt, dass nicht alle Beiträge sich angesichts der großen Beliebtheit von alternativen Geschichtsverläufen Fragen nach deren politischer Brisanz stellen.

Jenseits einer medienanalytischen Konzeptualisierung und Deutung bzw. der erwähnten Ausnahmen bleiben also für Medien- bzw. Kommunikationswissenschaftler etliche zu bearbeitende Fragestellungen: In welchen soziokulturellen – auch national unterschiedlichen – Umgebungen entwickeln sich mit welcher Intensität die verschiedenen Ausprägungen von kontrafaktischen Szenarien, und dies auch im Wechselspiel von Nutzervorlieben und von Anbieterinteressen? Auf die vorliegende Publikation können sie mit Gewinn aufbauen.

Edgar Lersch

Cathleen M. Stuetzer / Martin Welker / Marc Egger (Hrsg.)

Computational Social Science in the Age of Big Data

Concepts, Methodologies, Tools, and Applications

Köln: Halem, 2018. – 460 S.

(Reihe: Neue Schriften zur Online-Forschung; 15)

ISBN 978-3-86962-267-5

Gleich zwei derzeit in der Kommunikations- und Medienwissenschaft vielgenannte Begriffe stecken im Titel dieses 2018 bei Herbert von Halem erschienenen Bandes, nämlich „Big Data" und „Computational Social Science". Während man dem Etikett „Big Data" unterstellen mag, dass es sich eher um eine Werbewortschöpfung für neuartige Datenbankprodukte handelt als um ein genuin sozialwissenschaftliches Konzept, so erfüllt der Begriff doch einen wichtigen Zweck, nämlich auf die zahlreichen Lebensbereiche hinzuweisen, in denen dank fortschreitender Datafizierung inzwischen digital vermittelte Kommunikation stattfindet und wirkt. Und der Begriff „Computational Social Science" hat sich bereits als Bezeichnung für eine wachsende wissenschaftliche Community etabliert, welche die Methoden der angewandten Informatik und Theorien der Sozialwissenschaften verknüpft, mit eigenen Tagungsreihen, Journals und Sektionen in Fachgesellschaften.

Dieser von Cathleen M. Stützer, Martin Welker und Marc Egger herausgegebene Band leistet einen wichtigen Beitrag dazu, die unübersichtliche Landschaft zu kartieren. Er geht bezüglich seines Umfangs und seines Themenspektrums dabei über andere vergleichbare deutschsprachige Bücher hinaus, etwa den von Axel Maireder, Julian Ausserhofer, Christina Schumann und Monika Taddicken herausgegebenen Band *Digitale Methoden in der Kommunikationswissenschaft* (2015), und behandelt neben Beiträgen zu Daten und Methoden auch konkrete Fallstudien, „Walkthroughs", welche spezifische Problemlösungen vorstellen, sowie theoretische Einordnungen. Durch seine Zugehörigkeit zu der Reihe „Neue Schriften zur Online-Forschung" der Deutschen Gesellschaft für Online-Forschung (DGOF) erscheint der Band dabei erfrischend international und transdisziplinär, auch wenn bestimmte Themen für KommunikationswissenschaflerInnen sicherlich relevanter sind als andere.

Das Themenspektrum ist, wie bereits angedeutet, breit und keinesfalls auf inhaltsanalytische Ansätze für die Untersuchung von Social-Media-Beiträgen beschränkt. Von der Erhebung von Web-Inhalten (Jakob Jünger) und der Analyse von Browser-Tracking-Daten (Mareike Wieland und Anne-Marie in der Au) und Bildinhalten (Yannis Skarpelos) über die Auswertung von Finanzdaten (Jérémy Ducros und Elisa Grandi) bis hin zu Fragen der adäquaten Speicherung von Inhaltsdaten (Elisabeth Günther und Damian Trilling) und ethischen Fragestellungen in diesem Forschungsbereich (Fionn Murtagh) wird sowohl klar, welche Methoden und Datenquellen in der Computational Social Science eine Rolle spielen, als auch, welche konkreten Forschungsfragen in ihr bearbeitet werden können und welche techni-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc]

schen, rechtlichen und ethischen Hürden unterwegs überwunden werden müssen.

Trotz der beschriebenen Heterogenität fällt auf, dass ein starker Fokus auf Inhaltsdaten liegt, während etwa experimentelle Ansätze oder solche, in denen Inhalts- und Erhebungs- oder Beobachtungsdaten kombiniert werden, noch in der Minderzahl sind. Dennoch kann man die rapide Entwicklung des Feldes gut erkennen, und einige Beiträge sind ausgesprochen lesenswert und hätten idealerweise ein etwas größeres Publikum verdient, als es ein Sammelband bei einem kleineren Verlag üblicherweise bescheren dürfte.

Besonders herausgehoben sei der Beitrag von Jan R. Riebling zum „medium data problem", der betont, dass es sich bei sozialwissenschaftlicher Forschung, auch mit computergestützten Methoden, eben häufig nicht um Big Data handelt, sondern um prozessgenerierte „mittelgroße" Daten. Auch das Tutorial von Yannick Rieder und Simon Kühne zur Erfassung geolokalisierter Twitterdaten ist sehr nützlich. KommunikationswissenschaftlerInnen mit einem Interesse an Computational Social Science sei dieser Band als Geheimtipp wärmstens ans Herz gelegt.

Cornelius Puschmann

Europäische Sportpolitik grundlegend betrachtet

Europäische Sportpolitik
Zugänge – Akteure – Problemfelder
Herausgegeben von Prof. Dr. Jürgen Mittag
2018, 335 S., brosch., 69,– €
ISBN 978-3-8329-7894-5
(Schriftenreihe des Arbeitskreises Europäische Integration e.V., Bd. 82)
nomos-shop.de/19830

Der Band bietet sowohl eine Bestandsaufnahme der wichtigsten Akteure und zentralen Problemfelder europäischer Sportpolitik als auch einen Überblick über wissenschaftliche Zugänge und Analyseperspektiven.

Nomos eLibrary www.nomos-elibrary.de

Portofreie Buch-Bestellungen unter www.nomos-shop.de
Alle Preise inkl. Mehrwertsteuer

Nomos

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2019-3-326 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY